

Wolf- D. Bukow
Zur Gründungsidee

- 1. Ausgangspunkte**
- 2. Zur geplanten Arbeitsweise**
- 3. Perspektiven**

Die Gründung von *cedis* hat ein breites Echo unter den Kolleginnen und Kollegen gefunden. Dies betrifft besonders auch die vorgetragenen Positionen am Vormittag der Gründungstagung. Ich möchte deshalb auch meinen Text hier in ungekürzter Version zur Diskussion stellen. Er gibt ausschließlich meine Ortsbestimmung der neuen Forschungseinrichtung und meine damit verbundenen Vorstellungen und Erwartungen wieder. Im letzten Teil habe ich einen kurzen Ausblick skizziert, der in etwas auch das spiegelt, was in den Grußworten seitens des Landes NRW durch Dr. Schulten als Vertreter des Integrationsministeriums und der Stadt Köln durch die Beigeordnete Frau Marlis Bredenhorst formuliert wurde.

Ausgangspunkte

In der Einladung zum heutigen Tag heißt es relativ schlicht:

Das Center for Diversity Studies stellt in den Mittelpunkt seiner Forschung das gesamtgesellschaftliche Phänomen "Diversität", das infolge von globaler Mobilität und Migration in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Dies ist zunächst einmal eine triviale Funktionsbestimmung. Allerdings basiert sie auf einer Reihe von implizit enthaltenen Thesen, die bei genauerer Betrachtung keineswegs trivial, sondern komplex und folgenreich sind.

Erste These: Wir sind als Gesellschaftswissenschaftler gefordert, zentrale gesellschaftliche Entwicklungen zu beobachten, zu deuten, zu verstehen und unsere Befunde dann auch entsprechend zu kommunizieren, uns also einzumischen

Wer sich die Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften anschaut, der wird sehr schnell feststellen, dass schon diese erste These keineswegs selbstverständlich ist. Ganz im Gegenteil ist es bis heute, was die Forschung betrifft, eher üblich, dass man Abstand hält und die Gesellschaft allenfalls empirisch kontrolliert und damit distanziert und bestenfalls repräsentativ zur Kenntnis nimmt, sich aber ansonsten deutlich zurück hält. Und in der

Lehre sieht es ähnlich aus. Auch hier sind die praktischen Bezüge eher selten. Man überlässt sie im Grunde den Studierenden und fordert sie allenfalls auf, entsprechende Praktika zu machen und im übrigen das universitär angeeignete Wissen eigenständig weiter zu entwickeln und später in Praxis zu transformieren.

Direkte praktische Bezüge kommen also in der Forschung und Lehre eher selten vor, obgleich die Wissenschaft ja so etwas wie ein lebendes System darstellt, für das gesellschaftliche Themen die zentrale Systemumwelt darstellen dürften. Zwar gibt es bei solchen Systemen grundsätzlich keine direkten Verknüpfungen und unmittelbaren Wechselwirkungen mit ihrer Umwelt. Aber klar ist zugleich - um es systemtheoretisch zu formulieren - dass zwischen beiden Seiten, dem System und seiner Umwelt, eine präzise und ständig neu ausgehandelte strukturelle Koppelung existieren muss. Dies ist für das System Wissenschaft sogar existentiell, weil es sonst schließlich seine gesellschaftliche Berechtigung verlieren würde. Es würde irrelevant. Solange sich allerdings Gesellschaften nur langsam veränderten, waren gelegentliche Ausfälle oder Mängel in der strukturellen Kopplung zwischen dem System und seiner Umwelt kein großes Problem. Bis heute hat es offenbar ausgereicht, wenn eine neue Wissenschaftlergeneration ihre aktuellen Erfahrungen mitgebracht, in das System eingebracht und es dann entsprechend modernisiert hat. Heute haben sich die Zeiten allerdings erheblich geändert. Spätestens mit dem Durchbruch der Postmoderne und der aktuellen Globalisierung wirken auf die Gesellschaft Impulse ein, die sie so schnell verändern, dass das System nicht mehr auf die nächste Generation warten kann, um die Dinge wieder in den Blick zu bekommen. Gerade die Gesellschaftswissenschaften, die hier besonders betroffen sind, haben sich jahrelang einer eher geruh-samen Gangart befleißigt. Ich will hier nicht weiter erörtern, welche Ursachen dafür ausschlaggebend waren – sie lagen jedenfalls keineswegs bloß in der Wissenschaft und der Rekrutierung ihrer Mitglieder, sondern eben auch in der Gesellschaft, die lange glaubte, auf eine engagierte Wissenschaft verzichten zu können. Beiden Seiten hatten zeitweilig die strukturelle Kopplung aufgekündigt. Klar ist jedenfalls, dass sich eine verantwortungsvolle Wissenschaft das nicht länger leisten kann. Und deutlich ist, dass es vor allem interdisziplinär arbeitende “Nischenwissenschaften” waren, die hier vorgeprescht sind – und das, wie ich zeigen möchte, aus guten Gründen. Sie können dies im übrigen schon an der Zusammensetzung der Fächer erkennen, die sich hier und heute zu dem Centre for Diversity zusammen gefunden haben.

Zweite These: Bei der heute zu beobachtenden fortgeschrittenen Diversität handelt es sich längst um ein zentrales Phänomen. Die Diversität ist längst Ausdruck für tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen.

Wir haben es im Fall von Diversität mit einer Thematik zu tun, die zwar schon lange zu den Kerneigenschaften der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit gehört, aber erst durch die aktuelle globalgesellschaftliche Entwicklung endgültig in den Vordergrund gerückt ist. Erinnern wir uns: Schon um die Wende zum neunzehnten Jahrhundert hat man eine zunehmende Ausdifferenzierung des urbanen Zusammenlebens konstatiert. Georg Simmel hat darauf in seinen Stadtstudien mehrfach hingewiesen und diese Entwicklung durchaus positiv als eine der wenigen wirklichen Errungenschaften der Moderne begrüßt. Diese positive Einstellung hatte auch damit zu tun, dass er als Angehöriger einer immer wieder diskriminierten religiösen Minderheit erstmals in der Stadt, in Berlin, ohne Anfeindungen leben, arbeiten und lehren konnte. Und gut fünfzig Jahre später, nachdem sich im

faschistischen Nationalismus noch einmal starke Homogenisierungstendenzen durchgesetzt hatten, konstatieren viele Wissenschaftler einen neuen und breiten Pluralismus. In den Medien der sechziger Jahre des letzten Jahrhundert redet man von einer pluralistischen Gesellschaft. Diese Entwicklung wird in der Rückschau von Ulrich Beck später recht präzise rekonstruiert. Er spricht vom Abschmelzen traditioneller Bindungen und Orientierungsmuster, sieht aber auch, dass dieses Abschmelzen zwar mehr Freiheitspielräume ermöglicht, aber vom einzelnen auch mehr verlangt. Darüber hinaus verweist er darauf, dass sich den damit verbundenen emanzipatorischen Impulsen starke Beharrungskräfte entgegen stemmen, die sich wieder zu einer durch klare Ordnungen geprägten neo-feudalen Welt zurück sehnen. Damit wird bereits deutlich, dass der Prozess der Diversifizierung nicht so sehr darin besteht, das ganz viel Neues entsteht, sondern nur darin, dass ganz vieles, was bislang fest eingebunden, zugeordnet und in überkommene Ordnungen eingebettet war, nunmehr frei disponibel wird, *kontingent* erscheint. Bei Simmel war es die Stadt, die diese Kontingentsetzung "einspielte". Bei Beck sind es die emanzipatorischen Kräfte der Moderne, die dies auslösen. Deutlich wird aber auch, dass diese Diversifizierung der Gesellschaft immer wieder auf Widerstände stößt, die sich vor allem darauf fokussieren, dass Dinge "erlaubt", ja salonfähig werden, die man früher unter der Decke hielt oder sogar bekämpfte. Themen, um die es hier ging, wären vor allem die Religion, die Gender-Thematik, die Identitätspolitik und die körperliche Erscheinung.

Heute beobachten wir mit der beschleunigten Globalisierung von Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft und Infrastruktur, der neuen Mobilität, Migration und den neuen Medien eine radikale Horizonterweiterung in Richtung Weltgesellschaft, damit eine Entgrenzung des Blicks mit der Folge, dass sich die Menschen noch einmal weiter diversifizieren. Dies betrifft zunächst weiter die Themen Religion, Gender, Identitätspolitik und körperliche Erscheinung. Es betrifft dann aber zunehmend auch die Sprache, die Alltagspraktiken und Moden. Zugleich verändert sich das, was wir als Diversität beobachten. Es geht nicht mehr nur darum, bislang Verborgenes neu zu interpretieren und ggf. zur Emanzipation zu nutzen, es geht auch darum, sich selbst unter Einbeziehung globaler Impulse neu und anders zu begreifen. Längst ist klar geworden, dass diese Diversifizierung der Gesellschaft nicht nur zu einem Abschmelzen alter Ordnungsmuster, sondern damit auch zu einer "Neuformatierung" des Zusammenlebens geführt hat. Diversität berührt damit die *essentielle* des gesellschaftlichen Zusammenlebens und rückt nicht nur lokal für manche durchaus unerwartete Entwicklungen in den Vordergrund. Sprachen, Moden, Verhaltensweisen, Lebensstile, Religionen entwickeln in den Quartieren ganz neue Realitäten.

Es ist klar, dass eine solche Entwicklung auch heute wieder ihre Kritiker findet. Dies hat zunächst einmal weniger damit zu tun, dass das Zusammenleben, berücksichtigt man allein die hier fokussierten Aspekte, unter diesen Bedingungen in der Tat anstrengender und sicherlich auch risikvoller wird. Dies hat wohl eher damit zu tun, dass sich eine Gesellschaft, die sich gerade erst mit individualisierten Subjekte abgefunden hat, jetzt auf eine noch einmal veränderte Situation einstellen muss. Fas reflexartig beginnen diejenigen, denen die überkommene Ordnung tatsächlich oder auch nur vermeintlich manchen Vorteil gebracht hat, sofort Widerstand zu leisten. Alle bislang eher selbstverständlich hingenommenen Ausgrenzungen, überkommenen Machtarrangements und gouvernemental gepflegten gesellschaftliche Mythen werden reaktiviert und in den Mittelpunkt gerückt. Vor diesem Hintergrund ist verständlich, dass sich mancher von der zunehmenden Diversität entweder positiv oder negativ provoziert fühlt. Die einen verstärken ihre Emanzi-

pationserwartungen, die anderen entwickeln ein nachhaltiges Skandalisierungsbedürfnis. Und ironischer Weise arbeiten sich beides selten direkt aneinander ab, sondern suchen sich dafür "Demonstrationsobjekte" oder, wie die Niederländer sagen "Schaustücke": den Fremden. Traditionell ist es der Fremde, der für den Einen zum Repräsentanten des Neuen, für den Anderen zum Repräsentanten des anderen, des diabolischen und damit zum Sündenbock wird.

Auch dies will ich an dieser Stelle nicht weiter ausführen, sondern nur darauf hinweisen, dass sich hier ein zunehmendes Diskursbedürfnis aufstaut, das ich an anderer Stelle als einen *cultural lag* bezeichnet hatte. Damit bin ich bei meiner dritten These.

Dritte These: Die gegenwärtige Situation ist von so etwas wie einem *cultural lag* gekennzeichnet, der zu einer Herausforderung für alle diejenigen wird, die sich nicht nur als Beobachtungs-, sondern auch als Interpretations- und Kommunikationsinstanz verstehen.

Man trifft hier auf eine Thematik, die sich im Umfeld von Öffentlichkeit und Gouvernementalität längst ihre eigene sub-wissenschaftliche Reflexion und ihre eigene sub-politische Artikulation verschafft hat. Dabei sind "naturgemäß" strukturkonservative Wege eingeschlagen worden, selten hat man sich pragmatisch geöffnet.

Einerseits gilt: Für die Sprachthematik beispielsweise hält man längst ein monolinguales Sprachregime – um hier einen an Foucault angehenden Begriff zu benutzen – bereit, der Mobilitätsthematik begegnet man längst mit einem Ausländerregime. Die Religionsthematik verführt dazu, die Säkularisierung der Gesellschaft zu widerrufen und eine neue religiöse Politik zu installieren. Die Disability-Thematik wird von dem Leistungsregime eingefangen, urbane Vielfalt insgesamt wird einem ökonomischen Verwertungsregime unterworfen.

Andererseits gilt: Zunehmend mehr Menschen sehen, dass diese Prozesse der Diversifizierung nicht nur nicht aufzuhalten sind, sondern auch eine ganze Fülle konstruktiver Momente enthalten.

Wir treffen hier auf eine Entwicklung, die längst ihre Bearbeitung erfährt, freilich bislang zugleich eine zutiefst ambivalente Debatte erzeugt hat. Es ist Zeit, sich in diese Debatte einzumischen, wobei man aber darauf achten muss, wirklich die zentrale Fragestellung in den Mittelpunkt zu stellen. Es sind mithin zwei Aspekte, die hier festzuhalten sind. Einerseits darf die Wissenschaft die Gesellschaft nicht länger in dieser Situation alleine lassen und muss sich den aktuellen Fragestellungen heute und nicht erst morgen stellen. Andererseits kommt es darauf an, die Fragestellung an ihrem wirklich zentralen Punkt auszuhandeln – Max Weber würde hier von "sinnadäquat" sprechen. Man darf die Debatte nicht ausschließlich auf sekundäre Aspekte fokussieren. Wenn man das tut, muss man sich nicht wundern, wenn man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht. Ich meine, aas *dass* und das *wie* hängen eng miteinander zusammen.

Es ist zum Beispiel problematisch und folgenreich, sich nur auf den sogenannten "Ausländer" zu konzentrieren, wenn es stimmt, dass er eigentlich nur als Demonstrationsobjekt dient, um an ihm eine alle betreffende fundamentale Entwicklung abzuhandeln. Man denke in diesem Zusammenhang nur an die Diskussion über die sogenannte dritte

Generation und hier an Skandalisierung des Migrationshintergrundes in Zusammenhang mit der Klage über mangelhafte Integration. Tatsächlich zeigen jedoch die PISA-Studien und andere Untersuchungen, dass die Zuwanderer genau das getan haben, was man von ihnen in Deutschland wollte, nämlich sich zu unterschichten und als Reservearmee zu fungieren. Genau das und nichts anderes ist leider passiert. Erst wenn man den Gesamtzusammenhang zur Kenntnis nimmt und den Umgang mit Mobilität in seiner ganzen Komplexität in Rechnung stellt, dann begreift man, was hier Sache ist. Dann sieht man: Das Problem ist nicht die Zuwanderung, das Problem ist eine mit Hilfe von vor allem rechtlichen Unterschieden speziell auch durch eine entsprechende Ordnung von Mobilität arrangierte Gesellschaftsordnung zur Zuteilung von Chancen. Dies soll nur als ein Exempel dafür stehen, dass wir ganz neuer, sehr intensiver und vor allem gezielter wissenschaftliche Anstrengungen bedürfen, um die gesellschaftlicher Entwicklung korrekt, nämlich sinnadäquat zu interpretieren, zu verstehen und zu kommunizieren.

Es bleibt in diesem Zusammenhang allerdings noch mit zu bedenken, dass wir hier und heute zwei Adressanten haben, einerseits die Öffentlichkeit und andererseits die Studierenden, die als Pädagogen später Mithilfe unsere Deutungsmuster aktiv werden sollen. Dementsprechend müssen wir uns breiter aufstellen. Es reicht nicht aus, unsere Forschungsarbeiten öffentlich zu kommunizieren und beispielsweise über Publikationen, Tagungen und Workshops zu kommunizieren. Wir müssen uns auch mit der Thematik direkt in die Ausbildung der Studierenden einmischen und unsere Fragestellungen an prominenter Stelle platzieren. Dafür sind die ersten Schritte getan.

Vierte These: Die Diversität ist ein globales Phänomen, das nicht zufällig ins Zentrum der Entwicklung geraten ist, sondern ein dynamisches Potential darstellt, das dazu geeignet ist, einer eindimensionalen Globalisierung entgegen zu steuern

Es ist kein Zufall, dass die Diversität nicht nur weltweit diskutiert wird, sondern dass sie auch vor allem aus zivilgesellschaftlichen Bewegungen heraus forciert wird. Dies hat damit zu tun, dass die Beobachtung von Diversität dazu führt, sowohl den Stellenwert von Differenzen für die symbolische Ordnung des Alltags als auch die Dienstbarmachung von Differenzen für die Etablierung von Machtstrukturen in den Blick zu bekommen. Die zunehmende Diversity rüttelt gewissermassen an beiden Seiten. Schon früh konnte man das im Kontext des *Genderdiskurses* erkennen. Heute lässt sich das auch im Rahmen der *cultural studies*, der *disability studies* und an anderen entsprechenden Diskursen beobachten. Sie alle stoßen einerseits auf die Frage, ob die überlieferten Differenzen in ihrer zumeist binären Ordnung des Alltags noch angemessen und sinnvoll sind und ob sie – insoweit sie das sind – zur Etablierung von Macht eingesetzt werden sollten. Aus zivilgesellschaftlicher Sicht stellt sich die Frage nach der Berechtigung von Machtstrukturen durch zugeschriebene Merkmale wie Geschlecht, Hautfarbe, kulturelle oder religiöse Orientierung usw. Wenn wir den Blick auf die Diversität lenken, lenken wir den Blick zugleich auf ein zivilgesellschaftliches Diskurspotential. Von hier aus nehmen wir eine Fragestellung in den Blick, die aus globalgesellschaftlicher Perspektive mehr als zentral ist. Sie enthält ein kritisches und emanzipatorisches Potential, das gerade angesichts der gegenwärtigen Globalisierungskritik sehr spannend zu werden verspricht und zu motivieren vermag.

Arbeitsweise

Zu den Besonderheiten des Selbstverständnisses des Zentrums gehört, dass es sich auf eine Querschnittfragestellung fokussiert, die die Forschung, die Lehre und die gesellschaftliche Praxis gleichermaßen betrifft: *diversity als mainstream*. Und es gehört dazu, dass es sich dieser Frage entsprechend interdisziplinär und in einem engen Theorie-Praxis-Verbund annimmt, wenn Diversität *erkannt, zuerkannt und anerkannt* werden soll. Dies verlangt eine spezifische Arbeitsweise, die man in fünf Punkten skizzieren kann.

Erstens: Das Zentrum soll eine Umbrella-Funktion für alle einschlägig arbeitenden Einrichtungen und Einzelvorhaben übernehmen

Auf *gemeinsame* Forschungs- und Drittmittelprojekte – wie sie bisher schon an den beteiligten Arbeitsstellen und Forschungsschwerpunkten durchgeführt wurden – wird ein besonderes Gewicht gelegt. Dabei soll auf eine sorgfältige Korrespondenz zwischen der gesellschaftlichen Thematik einerseits und deren wissenschaftlicher Reflexion andererseits Wert gelegt werden. Deshalb gehen wir grundsätzlich von einem interdisziplinären und globalgesellschaftlichen Selbstverständnis aus, das aber nicht nur abstrakt beschworen, sondern auch intern organisiert werden soll. Deshalb sollen die Aktivitäten der hier beteiligten disziplinär unterschiedlich aufgestellten Arbeits- und Forschungsstellen und die von einzeln mitarbeitenden Kolleginnen und Kollegen nicht eingebettet, sondern in ihrer spezifischen Ausrichtung gestärkt, aber gleichzeitig miteinander diskursiv gekoppelt werden.

Zweitens: Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Organisation des Erkennens, Zuerkennens und Anerkennens von Diversität, mithin die Institutionalisierung eines theoretisch fundierten und praktisch ausgerichteten, auf Dauer-Reflexion abgestellten Diskurses

Eine dichte Interaktion im Inneren sollte mit einer sorgfältig bedachten Interaktion nach außen, im Blick auf die Gesellschaft korrespondieren. Interaktion sollte im Mittelpunkt der Arbeit des Zentrums stehen.

Dies kann im Rahmen von thematisch zentrierten Workshops, Kolloquien und Tagungen geschehen. Sie dienen dann einerseits der internen wie externen Vernetzung, dem Informationsaustausch und dem Erkenntnisgewinn, andererseits aber auch dem Kommunizieren der Forschungsergebnisse nach außen und schließlich ebenso dem Rücklauf von Erfahrungen und dem Informationsgewinn von außen.

Zur Intensivierung eines internen Austauschs, dem Kommunizieren nach außen und Rückgewinn von Erfahrungen werden besondere Kommunikationsformen im Rahmen internationaler, nationaler und regionaler Kooperationen auf praktischer wie theoretischer Ebene angestrebt. Kommunikation und Kooperation bedürfen sicherlich eines gut organisierten Informationsaustausches. Dazu werden themenspezifische Internet-Plattformen bereit gestellt, die von den einzelnen Arbeitsstellen und beteiligten Projekten geführt werden.

Der Graduiertenausbildung (Einrichtung eines Graduiertenarbeitskreises) sowie

der Beteiligung an post-graduate-Studiengängen (Interkulturelle Pädagogik) wird ein besonderes Gewicht beigemessen. Im Augenblick verhandeln wir mit der Heinrich-Böll-Stiftung über die Einrichtung eines ersten kleineren Graduiertenkollegs.

Drittens: Eine auf Dauer-Reflexion abgestellte Institution bedarf einer Vertiefung und inneren Stabilisierung durch Wissensverfestigung und Dokumentation

Neben dem Aufbau eines gemeinsamen Dokumentationszentrums wird eine wissenschaftliche Reihe geplant, die neben der Forschungsreihe der FiSt beim Westdeutschen Verlag erscheinen kann

Viertens: Vernetzung und Qualitätssicherung

Es ist modisch, auch über Vernetzung und Qualitätssicherung zu sprechen. Genau besehen ist das aber im wissenschaftlichen Betrieb nicht grade neu. Sie gehören hier anders als in nichtwissenschaftlichen Organisationen eng zusammen: Die Vernetzung der Arbeit macht den wissenschaftlichen Diskurs überhaupt erst ermöglicht. Der wissenschaftliche Diskurs dient wiederum auch dazu, die Qualität der Arbeit zu abzusichern. Über den Diskurs verschränken und bedingen sich Qualitätssicherung und Vernetzung wechselseitig.

Zur Qualitätssicherung unseres Vorhabens sind keine Sonderstrukturen erforderlich. Entscheidend ist die Einrichtung eines zentralen Forschungskolloquiums zur Eingrenzung, Formulierung und Differenzierung und Diskussion gemeinsamer Perspektiven. Zugleich dient es der Koppelung zwischen den einbezogenen Arbeit- und Forschungsstellen, und damit eben der Qualitätssicherung der Arbeit des Zentrums.

Perspektiven

***cedis* an der Universität:**

Viere Dinge sind notwendig, damit wir erfolgreich sind: Eine kreative Zusammenarbeit aller Kolleginnen und Kollegen, die an der Thematik interessiert sind, eine flache, d.h. rein funktional definierte Hierarchie, um alle gleichermaßen zu unterstützen zu können, ein öffentliches Interesse an der Arbeit und eine universitäre Förderung. Was die ersten drei Punkte betrifft, habe ich keine Sorgen. Es reicht, unsere versammelte Kreativität zu schärfen, weitere Mitarbeit durch Kolleginnen und Kollegen einzuwerben und eine kleine Organisationseinheit zu schaffen. Was die universitäre Förderung betrifft, so wird ein erheblicher Druck notwendig sein. Es ist zweifellos einfacher, Unterstützung für die Entwicklung neuer Nanotechniken zu bekommen als für die Entwicklung neuer Perspektiven im Zusammenleben. Ich will die Dinge gar nicht gegeneinander ausspielen, sondern nur in aller Bescheidenheit darauf hinweisen, dass uns ohne neue Formen des Zusammenlebens bald die Leute ausgehen, die an der Nanotechnik interessieren könnten.

Cedis im urbanen Kontext der Stadt Köln

Die Stadt Köln ist nicht mehr die alte mehr oder weniger überkommene und geschlossene Großstadt, die bloß ein wenig modischer geworden und in die sich auch der eine oder andere versprengte Zuwanderer eingefügt hat. Vielmehr erleben wir heute eine Metropole, in der sich die unterschiedlichsten sozialen, ökonomischen und kulturellen Wirklichkeiten eingenistet haben.

a) Wenn die Stadt bunter und diverser geworden ist, liegt das zunächst einmal schlicht daran, dass sie in einem globalgesellschaftlichen Kontext agieren muss. Kultureller, wirtschaftlicher und politischer Austausch sind zum Normalzustand geworden. Und der hat bereits vor jede Einwanderung zu einer Diversifizierung des Alltags beigetragen.

b) Aber selbstverständlich ist dieser Prozess von der jüngsten Einwanderung noch massiv verstärkt worden. Dies liegt im übrigen nicht nur an der Einwanderung als solcher, sondern auch an deren Größenordnung. Sie allein hat schon ein schnelles Unsichtbar-werden verhindert.

Globale Vernetzung und Einwanderung verstärken sich heute wechselseitig. Die Einwanderung erweist es sich als ein Element, das innerhalb der globalen Vernetzung der Gesellschaft eine eminente Bedeutung gewinnt. Und die globale Vernetzung verstärkt die Einwanderungseffekte. Man braucht nur die Sprachenvielfalt zu verweisen, die sich zu anderen Zeiten vielleicht doch abgeschliffen hätte, die sich jedoch in einer globalgesellschaftlich agierenden Stadt nicht nur hält, sondern sogar zu unermesslichen Ressource avanciert ist. Köln ist heute längst eine Global City wie z.B. Vancouver. Aber anders als diese Kanadische Stadt hat sie es noch nicht gelernt, Diversity längst zum Entwicklungsziel zu erklären. Dort heißt es auf jedem kommunalen Plakat: Vielfalt ist unserer Stärke.

Es ist klar, dass das, was ich hier pragmatisch andeuten möchte, für eine Kommune wie Köln noch recht neu ist. Vielfalt ist nicht so einfach zu handhaben. Man muss erst lernen, sie zu gestalten und die Potentiale, die sie enthält, erst erkennen. Und hier ist sicherlich auch die Wissenschaft gefordert, sich einzuschalten und sich in Fragen des urbanen Zusammenlebens, in Fragen der Ressourcensicherung, im Blick auf eine Verbesserung des Bildungssystems angefangen beim Kindergarten zu engagieren. Deshalb freuen wir uns, dass die Universität neue Wege geht und sich diesen Herausforderungen mit der Gründung der *cedis* stellt. Besonders wichtig ist uns, dass diese Forschungseinrichtung in einer handlungsorientierten Fakultät angesiedelt werden soll, also auch programmatisch auf die lokalen Bedingungen des urbanen Zusammenlebens ausgerichtet wird.

Cedis im Kontext der Region

Unter anderem aus OECD-Studien ist bekannt, dass vor allem zwei Dinge ein Land voran bringen, nämlich Migration und Frauenemanzipation. Beides trägt jeweils in spezifischer Weise nicht nur zu einer Steigerung der Erwerbstätigkeit und damit zum weiteren Ausbau des Dienstleistungssektors und damit zum modernen Wirtschaftswachstum, sondern zugleich auch zu einer Diversifizierung der Gesellschaft bei. Sicherlich kann sich das Land hierin noch nicht wirklich mit Kanada oder Australien, was die Migration betrifft, und mit Skandinavien, was die Frauenerwerbstätigkeit betrifft, messen. Aber sicher ist

auch, dass rheinische Städte oft den gleichen Migrationsanteil haben wie Sydney, Vancouver oder Toronto. In all diesen Ländern liegt der Anteil, der Bevölkerung, die nicht im Land geboren ist, bei ca 30 %. Was uns von den genannten Ländern freilich unterscheidet, das ist, dass wir diese Prozesse noch nicht als Ressource voll nutzen. Noch ist es uns nicht überall gelungen, mit dieser nicht nur unvermeidlichen, sondern offenbar sogar äußerst ressourcenkräftigen Diversität angemessen umzugehen. Aber längst hat sich gezeigt, dass sich gerade Zonen, die besonders von Vielfalt geprägt sind, selbst unter schwierigsten Bedingungen durchaus erfolgreich entwickeln. Das zeigt, dass die Menschen in den Quartieren auf dem richtigen Weg sind. Es zeigt aber auch, dass wir noch mehr tun könnten um solche konstruktiven Entwicklungen zu verstärken. Vielleicht müssen wir unser Augenmerk mehr auf dieses Ziel eines erfolgreichen Zusammenlebens richten und weniger auf eine vordergründige Integration, die die Energien und die Aufmerksamkeit mitunter in die falsche Richtung lenkt. Die Vielfalt nach dem Vorbild jener Einwanderungsländer und nach dem Vorbild der skandinavischen Länder zu nutzen, das bedeutet vor allem, sie zu stärken, zu fördern und ihr im urbanen Zusammenleben mehr Raum zu geben. Dafür ist sicherlich noch mehr Verständnis notwendig. Allein der Verweis auf die Wirtschaftskraft eines solchen Engagements reicht nicht aus.